

**HEYNE
HARD
CORE**

ZUM BUCH

Eine Vorstadt in den USA der Fünfzigerjahre. Kein schlechter Ort, um seine Jugend zu verbringen – weitab von McCarthys Kommunistenjagd, dem Kalten Krieg und der Atombombe. Doch dieser Ort hat auch seine düsteren Seiten, wie der junge David bald erfahren wird. Denn in der kleinen ruhigen Sackgasse, in der er und seine Freunde wohnen, geschehen in einem Keller Dinge, von denen niemand weiß und die auch nicht ans Tageslicht kommen sollen. Was passiert, wenn der Wahnsinn ungebremst seinen Lauf nimmt und das Böse von den Menschen Besitz ergreift?

Jack Ketchums Horrorthriller ist ein Meisterwerk der psychologischen Spannung und gleichzeitig eines der schockierendsten Werke der modernen Literatur.

ZUM AUTOR

Jack Ketchum ist das Pseudonym des ehemaligen Schauspielers, Lehrers, Literaturagenten und Holzverkäufers Dallas Mayr. Seine Horrormane zählen in den USA unter Kennern zu den absoluten Meisterwerken des Genres. Ketchum erhielt mehrere namhafte Auszeichnungen, darunter fünf Bram Stoker Awards inklusive einem für sein Lebenswerk. Seine Bücher dienten als Vorlage für zahlreiche Verfilmungen. 2011 wurde Ketchum aufgrund seiner Verdienste auf dem Gebiet der Horrorliteratur zum Grand Master der World Horror Convention ernannt. Er verstarb am 24. Januar 2018 in New York City.

www.jackketchum.net

JACK KETCHUM

EVIL

Roman

Aus dem Englischen
von Friedrich Mader

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel
THE GIRL NEXT DOOR
bei Overlook Connection Press

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten von Dritten enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren
Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Unter www.heyne-hardcore.de finden Sie das komplette
Hardcore-Programm, den monatlichen Newsletter sowie alles
rund um das Hardcore-Universum.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® NO01967

13. Auflage

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 01/2006

Copyright © 1989 by Dallas Mayr

Copyright © dieser Ausgabe 2005 by

Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlagillustration: © Toshiaki Tasaki/getty images

Umschlaggestaltung:

Hauptmann & Kompanie, Zürich – München

Satz: Schaber Datentechnik, Austria

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-67502-5

You got to tell me brave captain
Why are the wicked so strong?
How do the angels get to sleep
When the devil leaves the porch light on?

– Tom Waits

I never want to hear the screams
Of the teenage girls in other people's dreams

– The Specials

Eine Seele unter der Last der Sünde
kann nicht fliehen

– Iris Murdoch

The Unicorn

TEIL EINS

Ihr glaubt, ihr wisst, was Schmerz ist?

Fragt meine zweite Frau. Sie weiß es. Oder glaubt es zumindest.

Als sie neunzehn oder zwanzig war, ist sie zwischen zwei kämpfende Katzen geraten – die eine gehörte ihr, die andere einem Nachbarn. Eine ging auf sie los, kletterte an ihr hoch wie an einem Baum und riss ihr dabei tiefe Wunden an Schenkeln, Bauch und Brüsten. Die Narben sieht man heute noch. Sie erschrak dermaßen, dass sie nach hinten gegen das antike Buffet ihrer Mutter knallte, die gute Kuchenplatte aus Keramik zerbrach und sich fünfzehn Zentimeter Haut von den Rippen schürfte, während sich die fauchende Katze mit Zähnen und Klauen wieder einen Weg an ihr herunterbahnte. Mit sechsunddreißig Stichen mussten sie sie zusammennähen, hat sie erzählt. Und mehrere Tage lag sie mit Fieber im Bett.

Das ist Schmerz, meint meine zweite Frau.

Sie hat nicht die geringste Ahnung.

Evelyn, meine erste Frau, ist der Sache vielleicht schon ein Stück näher gekommen.

Sie wird von einer Erinnerung verfolgt.

An einem warmen Sommermorgen ist sie mit einem Leihwagen auf der regennassen Autobahn unterwegs, neben ihr sitzt ihr Freund. Sie fährt langsam und vorsichtig,

weil sie genau weiß, wie rutschig der heiße Asphalt bei Regen sein kann. Da überholt sie ein VW und schiebt sich schlingern auf ihre Spur. Die hintere Stoßstange mit dem New-Hampshire-Motto »Frei leben oder sterben« auf dem Nummernschild berührt nur leicht den Kühlergrill ihres Volvos. Fast zärtlich. Den Rest besorgt der Regen. Der Volvo kommt ins Schleudern und schießt über die Böschung. Einen Moment lang schweben sie und ihr Freund schwerelos durch die Luft, und auf einmal ist oben unten, dann wieder oben und zuletzt wieder unten. Irgendwann bricht sie sich dabei am Lenkrad die Schulter. Der Rückspiegel zerschmettert ihr das Handgelenk.

Dann kommt das Auto zum Stillstand, und sie starrt auf das Gaspedal über sich. Sie schaut sich nach ihrem Freund um, aber er ist nicht mehr da. Verschwunden wie von Zauberhand. Sie findet den Türgriff auf der Fahrerseite und kriecht hinaus auf das nasse Gras. Als sie aufgestanden ist, späht sie durch den Regen. Es ist die Erinnerung an das, was sie dann sieht, die sie für immer verfolgen wird. Vor ihrem Auto liegt inmitten von rot bespritzten Glasscherben ein blutiger Klumpen. Er sieht aus, als wäre ihm bei lebendigem Leib die Haut abgezogen worden.

Der blutige Klumpen ist ihr Freund.

Deshalb weiß sie mehr über Schmerz. Auch wenn sie ihn verdrängt hat und nachts sogar schlafen kann.

Sie weiß, dass Schmerz mehr ist als die alarmierende Reaktion des Körpers auf eine Verletzung.

Schmerz kann auch von außen nach innen dringen.

Manchmal ist Schmerz das, was man sieht. Schmerz in seiner reinsten, grausamsten Form. Schmerz, den weder

Drogen noch Schlaf und selbst Schock und Koma nicht lindern können.

Man sieht ihn und nimmt ihn in sich auf.

Man wird zum Wirt eines langen, weißen Wurms, der nagt und frisst und in den Eingeweiden immer fetter wird, bis man eines Morgens hustend aufwacht und sich einem dieser blinde, blasse Kopf aus dem Mund windet wie eine zweite Zunge.

Nein, das kennen meine beiden Exfrauen nicht. Obwohl Evelyn der Sache ziemlich nahe gekommen ist.

Aber ich kenne den Schmerz.

Da müsst ihr mir schon vertrauen.

Ich kenne ihn schon sehr lange.

Mahnend sage ich mir, dass wir damals noch Kinder waren, bloß Kinder. Verdammt, wir hatten doch gerade erst unsere Pfadfinderhüte abgelegt und waren alles andere als erwachsen. Ich weigere mich zu glauben, dass ich immer noch derselbe bin wie damals, dass ich das alles nur unter einer tiefen Schicht begraben habe. Man bekommt immer eine zweite Chance im Leben, und ich habe meine genutzt. An diesen Gedanken klammere ich mich.

Obwohl der Wurm nach zwei schlimmen Scheidungen doch ein wenig an mir nagt.

Dann sage ich mir wieder, dass das alles in den Fünfzigern passiert ist, einer merkwürdigen Zeit der Repression, Geheimniskrämerei und Hysterie. Joe McCarthy fällt mir ein, auch wenn er für mich damals praktisch keine Rolle gespielt hat. Ich wunderte mich nur, dass mein Vater es immer so eilig hatte, nach der Arbeit im Fernsehen die Anhörungen des Ausschusses für antiamerikanische Umtriebe mitzubekommen. Ich erinnere mich an

den Kalten Krieg. An die Luftschutzübungen im Schulkeller und an die Filme über Atomtests, in denen Schaufersterpuppen in kulissenartigen Wohnzimmern verbrannten und zerfielen. An *Playboy*- und *Man's Action*-Hefte, die in Wachspapier eingeschlagen unten am Bach versteckt waren. Nach einiger Zeit waren sie so verschimmelt, dass man sie nicht mehr anfassen wollte. Ich erinnere mich daran, wie Elvis in der Grace Lutheran Church von Reverend Deitz attackiert wurde, und an die Rock-'n'-Roll-Krawalle in der *Alan Freed Show* im Paramount. Da war ich zehn.

Heute denke ich mir, dass sich damals etwas zusammenbraute. Amerika war wie eine Eiterbeule kurz vor dem Platzen. Und diese Dinge passierten überall, nicht nur in Ruths Haus. Überall.

Manchmal wird es durch diesen Gedanken ein wenig erträglicher. Was wir getan haben.

Ich bin jetzt einundvierzig, 1946 geboren, auf den Tag genau sieben Monate, nachdem wir die Atombombe auf Hiroshima geworfen haben.

Matisse hatte gerade seinen Achtzigsten gefeiert.

Ich arbeite an der Wall Street und verdiene hundertfünfzigtausend im Jahr. Zwei Ehen, keine Kinder. Ein Haus in Rye und eine Wohnung in der Stadt, von der Firma gestellt. Wenn ich irgendwo hin muss, werde ich meistens in einer Limousine chauffiert, nur in Rye sitze ich selbst am Steuer eines blauen Mercedes.

Kann sein, dass ich bald wieder heirate. Die Frau, die ich liebe, weiß nichts von der Sache – genauso wenig wie meine anderen Frauen, und ich kann mir auch nicht vorstellen, dass ich ihr jemals davon erzählen werde. Warum auch? Ich

bin erfolgreich, ausgeglichen, großzügig und ein rücksichtsvoller, aufmerksamer Liebhaber.

Doch mein Leben ist eine Katastrophe. Seit dem Tag im Sommer 1958, an dem Ruth, Donny, Willie und wir anderen Meg Loughlin und ihre Schwester Susan kennen gelernt haben.



Ich war allein unten am Bach und lag mit dem Bauch auf dem großen Stein, den wir »den Felsen« nannten. Mit einer Blechdose in der Hand war ich auf der Jagd nach Flusskrebse. Zwei kleine hatte ich schon erwischt. Sie schwammen in einer größeren Büchse neben mir. Jetzt wollte ich auch noch ihre Mutter fangen.

Das Wasser des Baches wurde durch die starke Strömung aufgewirbelt und spritzte gegen meine nackten Füße. Das Wasser war kalt und die Sonne warm.

Ein Geräusch in den Büschen ließ mich aufblicken. Das hübscheste Mädchen, das ich je gesehen hatte, stand am Ufer und lächelte mir zu.

Sie hatte lange braun gebrannte Beine und langes rotes Haar, das zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden war. Sie trug eine kurze Hose und eine helle Bluse mit offenem Kragen. Ich war zwölfteinhalb. Sie war älter.

Ich weiß noch, dass ich ihr Lächeln erwiderte, obwohl ich sonst zu Fremden nie besonders freundlich war.

»Flusskrebse.« Ich leerte die kleine Dose aus.

»Wirklich?«

Ich nickte.

»Große?«

»Die nicht. Aber es gibt hier welche.«

»Darf ich mal sehen?«

Ohne sich erst hinzusetzen, stützte sie sich wie ein Junge mit der linken Hand ab und sprang herunter zum ersten großen Stein. Einen Moment lang sah sie sich die Reihe von Steinen an, die im Zickzack über den Bach führte, dann kam sie zu mir auf den Felsen. Ich war beeindruckt. Sie zögerte keine Sekunde und hielt mühelos das Gleichgewicht. Ich rückte ein Stück, und da saß sie auch schon neben mir. Sie hatte grüne Augen und roch gut.

Sie schaute sich um.

Für uns alle hatte der Felsen damals eine besondere Bedeutung. Er lag mitten in der tiefsten Stelle des Baches, vom klaren Wasser umspült. Im Sitzen war für vier Kinder Platz, im Stehen für sechs. Der Felsen hatte unter anderem schon als Piratenschiff, als Nemos Nautilus und als Kanu der Delawaren gedient. An diesem Tag war das Wasser über einen Meter tief, doch das fremde Mädchen wirkte glücklich und zeigte keine Spur von Angst.

»Das hier ist unser Felsen«, sagte ich. »So haben wir ihn jedenfalls genannt, als wir noch klein waren.«

»Schön hier«, antwortete sie. »Kann ich mal die Krebse sehen? Ich heiße Meg.«

»Ich bin David. Klar.«

Sie spähte in die Dose. Eine Weile verging, ohne dass wir etwas sagten. Aufmerksam betrachtete sie die Krebse. Dann richtete sie sich wieder auf.

»Süß.«

»Ich fange sie nur so zum Anschauen. Dann lasse ich sie wieder frei.«

»Beißen sie?«

»Nur die großen. Aber sie können einem nicht wehtun. Und die kleinen versuchen bloß abzuheulen.«

»Sie sehen wie Hummer aus.«

»Hast du noch nie Flusskrebse gesehen?«

»Ich glaube nicht, dass es in New York welche gibt.« Sie lachte, doch es machte mir nichts aus. »Aber Hummer hatten wir schon. Und die *können* einem wehtun.«

»Wie *hatten*? Man kann doch einen Hummer nicht halten wie ein Haustier, oder?«

Wieder lachte sie. »Nein, sie werden gegessen.«

»Flusskrebse sind auch keine Haustiere. Sie gehen ein. Nach einem Tag, höchstens zwei. Aber sie werden auch gegessen, habe ich gehört.«

»Wirklich?«

»Ja, aber nur von manchen Leuten. In Louisiana oder Florida oder so.«

Wir schauten wieder in die Dose.

»Ich weiß nicht.« Sie lächelte. »Besonders viel ist nicht an ihnen dran.«

»Komm, wir fangen ein paar große.«

Nebeneinander lagen wir auf dem Felsen. Ich nahm die Dose und ließ beide Arme ins Wasser gleiten. Der Trick bei der Sache war, die Steine einzeln umzudrehen, ganz langsam, damit kein Schlamm aufgewirbelt wurde. Und mit der Dose schnell alles einzufangen, was darunter hervorgekrochen kam. Das Wasser war so tief, dass ich die Ärmel meines T-Shirts bis zu den Schultern hochkrepeln musste. Ich dachte daran, wie lang und dünn ihr meine Arme vorkommen mussten. Zumindest mir kamen sie so vor.

Es war ziemlich seltsam, so neben ihr. Verwirrend, aber auch aufregend. Sie war ganz anders als die Mädchen, die ich kannte – als Denise und Cheryl aus der Nachbarschaft oder die anderen aus der Schule. Erstens war sie ungefähr hundertmal hübscher. Meiner Meinung nach sogar hübscher als Natalie Wood. Außerdem war sie wahrscheinlich

auch schlauer als die Mädchen, die ich kannte, und hatte mehr Erfahrung. Immerhin wohnte sie in New York und hatte schon Hummer gegessen. Und sie bewegte sich wie ein Junge. Sie war stark und voll leichter Anmut.

Das alles machte mich so nervös, dass mir der erste Krebs entwischte. Er war nicht riesig, aber doch größer als die, die wir schon hatten. Schnell krabbelte er wieder unter den Felsen.

Sie wollte es auch mal probieren, und ich gab ihr die Dose.

»Aus New York kommst du also?«

»Genau.«

Sie rollte die Ärmel hoch und tauchte die Arme ins Wasser. Da sah ich die Narbe.

»Hey, was hast du denn da?«

Wie ein langer, gekrümmter Regenwurm zog sich die Narbe von ihrem linken Ellbogen hinunter bis zum Handgelenk.

Sie bemerkte meinen Blick. »Ein Unfall. Mit dem Auto.« Dann wandte sie sich wieder dem Wasser zu, auf dem unruhig ihr Spiegelbild schimmerte.

»O Mann.«

Anscheinend wollte sie nicht darüber reden.

»Hast du noch mehr?«

Ich weiß nicht, warum Narben so eine Faszination auf Jungs ausüben, aber so ist es nun mal, und ich war keine Ausnahme. Ich konnte einfach nicht die Klappe halten, obwohl wir uns gerade erst kennen gelernt hatten und ich ihren Widerwillen spürte. Ich sah, wie sie einen Stein umdrehte. Es war nichts darunter. Trotzdem machte sie es genau richtig, ohne den Grund aufzuwirbeln. Ich fand sie wunderbar.

Sie zuckte die Achseln. »Ein paar. Aber das ist die schlimmste.«

»Darf ich mal sehen?«

»Nein, das geht nicht.« Sie lachte und sah mich mit einem vielsagenden Blick an, bis ich verstanden hatte. Dann hielt ich doch eine Weile die Klappe.

Sie drehte noch einen Stein um. Nichts.

»War es schlimm? Der Unfall?«

Sie gab mir keine Antwort, aber ich machte ihr keinen Vorwurf deshalb. Ich wusste genau, wie taktlos und dumm meine Frage war. Zum Glück bemerkte sie nicht, dass ich rot wurde.

Dann fing sie einen Krebs.

Er kam unter dem Stein hervorgeschossen und lief direkt in die Dose.

Sie schüttete etwas Wasser ab und hielt die Büchse ein wenig schräg ins Sonnenlicht, damit wir seine schöne goldene Farbe sehen konnten. Der Krebs hatte seinen Schwanz aufgerichtet. Mit wedelnden Scheren stolzierte er auf dem Boden der Dose hin und her, bereit zum Kampf.

»Du hast ihn!«

»Beim ersten Versuch!«

»Toll! Er ist wirklich toll!«

»Sollen wir ihn zu den anderen stecken?«

Vorsichtig goss sie das Wasser aus der Büchse, um den Krebs nicht zu verschrecken oder zu verlieren. Sie machte es genau richtig, obwohl es ihr niemand gezeigt hatte. Als nur noch ein Fingerbreit Wasser drin war, schüttete sie den Krebs in die größere Dose. Die beiden kleineren hielten respektvoll Abstand. Das war auch gut so, denn es kommt manchmal vor, dass Flusskrebse ihre Artgenossen umbrin-

gen. Doch die beiden Kleinen wollten keinen Kampf mit Mama riskieren.

Nach einer Weile beruhigte sich der Neuankömmling, und wir schauten ihn uns an. Er sah urtümlich aus, heimtückisch und schön. Hübsche Farbe und geschmeidiger Körperbau.

Ich steckte den Finger in die Dose, um den Krebs aufzuscheuchen.

»Nicht.« Sie legte mir die Hand auf den Arm. Die Berührung war kühl und weich.

Also zog ich den Finger wieder heraus.

Ich bot ihr einen Wrigleys an und nahm mir auch einen. Eine Zeit lang war nichts anderes zu hören als der Wind, der rauschend durch das hohe, dünne Gras und die Büsche am Ufer fuhr, der vom Regen letzte Nacht angeschwollene, schnell fließende Bach und unser Kauen.

»Lässt du sie wirklich wieder frei? Versprochen?«

»Klar, ich lasse sie immer frei.«

»Gut.«

Mit einem Seufzer stand sie auf. »Ich glaube, ich muss gehen. Wir müssen noch einkaufen. Eigentlich wollte ich mich nur mal kurz umsehen. Bei uns zu Hause hatten wir nie einen Wald. Danke, David. Hat Spaß gemacht.«

Sie hatte den Steg aus Steinen schon fast hinter sich, als ich ihr hinterherrief.

»Hey, wo gehst du denn hin?«

Sie lächelte. »Wir wohnen bei den Chandlers. Susan und ich. Susan ist meine Schwester.«

Ruckartig stand ich auf, als hätte mich jemand an unsichtbaren Fäden gezogen.

»Bei den Chandlers? Bei *Ruth*? Bei der Mom von Donny und Willie?«

Vom Ufer aus starrte sie mich an. Etwas Seltsames war auf einmal in ihrem Gesicht. Misstrauen.

Ich zögerte.

»Ja, genau. Das sind meine Cousins. Cousins zweiten Grades. Ich bin so was wie die Nichte von Ruth.«

Auch ihre Stimme hörte sich jetzt irgendwie anders an. Teilnahmslos. Als gäbe es da etwas, was mich nichts anging. Als würde sie mir etwas sagen und es gleichzeitig verheimlichen.

Das verwirrte mich, und ich hatte das Gefühl, dass sie auch verwirrt war.

Zum ersten Mal kam sie mir nervös vor. Nicht einmal die Sache mit der Narbe hatte sie so aus der Fassung gebracht.

Trotzdem dachte ich mir nichts dabei.

Denn den Chandlers gehörte das Nachbarhaus.

Und Ruth ... also, Ruth war einsame Spitze. Auch wenn sich ihre Kinder manchmal wie Idioten aufführten, Ruth war klasse.

»Hey, dann sind wir ja Nachbarn! Ich wohne in dem braunen Haus nebenan.«

Ich schaute ihr nach, wie sie die Böschung hochkletterte. Oben drehte sie sich um. Sie lächelte wieder so offen und unbekümmert wie zuvor, als sie sich neben mich auf den Felsen gesetzt hatte.

Sie winkte. »Bis bald, David.«

»Bis bald, Meg.«

Toll, dachte ich. Unglaublich. Dann werden wir uns jetzt öfter sehen.

Es war der erste Gedanke dieser Art, den ich jemals hatte.

Das ist mir inzwischen klar.

Dieser Tag, an dem mir Megan Loughlin auf dem Felsen begegnete, war für mich der Beginn des Erwachsenwerdens.

Megan Loughlin, die ich noch nie vorher gesehen hatte, die zwei Jahre älter war als ich und eine Schwester, ein Geheimnis und langes rotes Haar hatte. Dass mir dieses Erlebnis so selbstverständlich vorkam, dass ich so ruhig geblieben war und mich sogar darüber gefreut hatte, das, glaube ich, sagte viel darüber aus, welche Möglichkeiten in mir steckten – und natürlich auch in ihr.

Und bei dieser Vorstellung wird mein Hass auf Ruth Chandler noch größer.

Ruth, du warst wunderschön damals.

Ich habe viel über dich nachgedacht – nein, eigentlich habe ich dich sogar *studiert*. Ich bin sehr weit gegangen, um deine Vergangenheit ans Licht zu zerren. Eines Tages habe ich gegenüber dem Bürogebäude in der Howard Avenue geparkt, von dem du uns immer erzählt hast. Wo du den ganzen Laden geschmissen hast, während unsere Jungs weg waren und im Großen Krieg Teil zwei gekämpft haben. Das Büro, in dem du ganz und gar unersetzlich warst, zumindest bis »die kleinen GI-Rotzlöffel wieder hereinstolzieren sind«, wie du es ausgedrückt hast, und du auf einmal arbeitslos warst. Ich habe dort geparkt und mir das Gebäude angeschaut, Ruth. Es war nichts Besonderes. Schäbig, traurig und langweilig.

Ich bin nach Morristown gefahren, wo du geboren bist, und auch das hat nichts gebracht. Natürlich wusste ich nicht, in welchem Haus du aufgewachsen bist, aber irgendwie konnte ich mir einfach nicht vorstellen, dass hier deine großen enttäuschten Hoffnungen ihren Ursprung haben sollten. Ich habe nichts gesehen von den Reichtümern, mit denen dich deine Eltern angeblich überschüttet haben, und nichts von den Ursachen für deine rabiate Verzweiflung.

Sogar in Willie seniors Kneipe war ich. Ja, Ruth, ich habe deinen Mann gefunden! Nach Fort Myers in Florida ist er abgehauen, nachdem er dich und die drei kleinen Schreihälse auf einem Berg von Schulden sitzen gelassen hatte. Die ganzen dreißig Jahre ist er dort geblieben und hat den Barkeeper für die Rentner gespielt – ein harmloser, liebenswürdiger Kerl, der seine beste Zeit schon längst hinter sich hatte. Ich habe ihm ins Gesicht und in die Augen geschaut und mich mit ihm unterhalten. Nichts war zu erkennen von dem Mann, den du immer beschrieben hast, kein wilder Hengst, kein »reizender irischer Scheißer« und auch kein gemeiner Saukerl. Auf mich wirkte er einfach nur alt und verbraucht. Säufernase, Bierbauch und ein fetter, schlaffer Arsch in einer ausgebeulten Hose. Und er sah auch nicht so aus, als wäre er jemals brutal gewesen, Ruth. Das war das eigentlich Überraschende.

Nein, die Gewalt ging nicht von ihm aus.

Was sollte das Ganze, Ruth? Hast du uns belogen? Hast du dir das alles bloß ausgedacht?

Zutrauen würde ich es dir.

Aber wahrscheinlich waren in deiner Einbildung Wahrheit und Lüge einfach das Gleiche.

Doch das werde ich jetzt ändern. Ich werde unser kleines Geheimnis ausplaudern. Offen und ohne lange Umschweife.

Diese Geschichte ist für dich, Ruth. Ich konnte es dir nie richtig heimzahlen.

Aber jetzt präsentiere ich dir die Rechnung. Mit Zins und Zinseszins.

Bezahl sie in der Hölle.

Schon früh am nächsten Tag ging ich nach nebenan.

Ich weiß noch, dass ich nervös war, fast ein wenig verlegen. Eigentlich ziemlich ungewöhnlich, weil es die natürlichste Sache von der Welt war nachzusehen, was bei den Chandlers los war.

Was man an einem Sommermorgen eben so machte. Man stand auf, frühstückte und ging dann nach draußen, um die anderen zu suchen.

Und die erste Station war normalerweise das Nachbarhaus.

Damals war die Laurel Avenue noch eine Sackgasse, der einzige schmale Einschnitt in dem kleinen Waldstück, das südlich an die West Maple grenzte und sich dahinter ein, zwei Kilometer weit hinzog. Als man Anfang des 19. Jahrhunderts die Schneise durch den Wald geschlagen hatte, stand das Unterholz so dicht, dass der Weg den Namen »dunkle Gasse« bekam. Das Unterholz war inzwischen verschwunden, aber es war noch immer eine ruhige, abgelegene Straße. Überall schattenspendende Bäume, alle Häuser verschieden gebaut und nicht so nah beieinander, wie man es woanders manchmal sah.

In der Straße gab es damals dreizehn Häuser. Das von Ruth, unseres und fünf weitere auf der einen, sechs hangabwärts auf der gegenüberliegenden Seite.

Bis auf die Zorns hatte jede Familie Kinder. Und wir konnten uns alle so gut wie Geschwister. Wenn man Gesellschaft wollte, musste man einfach nur runter zum Bach, in den Holzapfelhain oder in irgendeinen Garten gehen. Dorthin halt, wo gerade das größte Plastikschwimmbecken oder die Zielscheibe fürs Bogenschießen stand.

Und wenn man sich mal verdrücken wollte, war das auch kein Problem. Der Wald war tief.

Die Sackgassenkinder nannten wir uns.

Wir waren eine verschworene Gemeinschaft mit eigenen Regeln, Geschichten und Geheimnissen. Wir hatten eine Hackordnung, an die wir uns streng hielten. Das war ganz normal für uns.

Doch jetzt war jemand Neues dazugekommen. Bei Ruth war jemand eingezogen.

Es war ein komisches Gefühl.

Vor allem, weil es sich um jemand ganz Bestimmten handelte.

Vor allem, weil es das Haus von Ruth war.

Es war wirklich verdammt komisch.

Im Steingarten kniete Ralphie am Boden. Es war vielleicht acht Uhr, aber er war schon von oben bis unten vollgesaut. Überall im Gesicht, auf den Armen und Beinen hatte er Streifen aus Schweiß und Schmutz, als wäre er den ganzen Morgen herumgelaufen und öfter in den Dreck gefallen. Ziemlich oft hingefallen. Was gar nicht so unwahrscheinlich war, wenn man Ralphie kannte. Ralphie war zehn Jahre alt, und ich glaube, ich hatte ihn noch nie länger als eine Viertelstunde sauber erlebt. Auch seine kurze Hose und sein T-Shirt waren verschmiert.

»Hallo Woof.«

Niemand außer Ruth nannte ihn Ralphia. Für uns war er nur Woofer, denn wenn er wollte, konnte er besser bellen als Mitsy, der Basset der Robertsons.

»Hi Dave.«

Er war damit beschäftigt, Steine hochzuheben, und sah zu, wie die aufgeschreckten Kartoffelkäfer und Tausendfüßler flüchteten. Aber die interessierten ihn nicht. Einen Stein nach dem anderen hob er hoch und ließ ihn wieder fallen. Neben sich hatte er eine alte Libby's-Dose, die er immer mit-schob, wenn er auf seinen verschorften Knien zum nächsten Stein rutschte.

»Was ist denn da drin?«

»Regenwürmer.« Woofer hatte noch kein einziges Mal zu mir aufgeschaut. Konzentriert runzelte er die Stirn und bewegte sich mit der für ihn typischen fahrigen Energie. Wie ein Wissenschaftler, der kurz vor einer fantastischen Entdeckung steht und jetzt auf keinen Fall gestört werden will.

Wieder nahm er einen Stein weg.

»Ist Donny da?«

»Jou.« Er nickte.

Das bedeutete, dass Donny im Haus war. Da ich immer noch ein bisschen nervös war, ging ich nicht sofort hinein, sondern blieb noch eine Weile bei Woofer. Er kippte einen großen Stein und fand anscheinend, was er gesucht hatte: rote Ameisen.

Es wimmelte nur so von ihnen. Hunderte, Tausende, auf-gescheucht vom grellen Licht.

Für Ameisen hatte ich noch nie was übrig. Wir kochten immer Wasser in Töpfen und verbrühten sie damit, wenn sie wieder mal der Meinung waren, dass sie unbedingt die Eingangstreppe zu unserem Haus hinaufkrabbeln mussten – was sie aus irgendeinem Grund jeden Sommer ver-

suchten. Die Idee stammte von meinem Vater, aber ich stand voll dahinter. Meiner Ansicht nach hatten Ameisen nichts anderes verdient als kochendes Wasser.

Ihr stechender Jodgeruch vermischte sich mit dem Duft von feuchter Erde und frisch gemähtem Gras.

Woofers schob den Stein beiseite und angelte sich einen Regenwurm aus der Dose. Dann noch einen. Er warf sie direkt in das Knäuel von Ameisen.

Er selbst hielt dabei einen Abstand von knapp einem Meter, fast als wollte er die Ameisen mit Wurmfleisch bombardieren.

Die Ameisen reagierten sofort. Sie stürzten sich auf das weiche rosa Fleisch der zuckenden Würmer.

»Das ist krank, Woofers. Das ist echt krank.«

»Da drüben habe ich auch noch schwarze Ameisen gefunden.« Er deutete auf den Stein am entgegengesetzten Ende der Veranda. »Du weißt schon, die großen. Die sammle ich jetzt auf und werfe sie zu denen hier. Das gibt einen Ameisenkrieg. Willst du wetten, wer gewinnt?«

»Die roten gewinnen. Die roten gewinnen immer.«

Es war tatsächlich so. Die roten Ameisen waren einfach grausamer. Das Spiel kannte ich schon.

»Ich hab eine andere Idee«, sagte ich. »Halt doch mal deine Hand da rein. Stell dir einfach vor, du bist King Kongs Sohn oder so.«

Er sah mich an. Ich merkte, dass er sich die Sache durch den Kopf gehen ließ.

Dann grinste er. »Nö, ich bin doch nicht doof.«

Ich stand auf. Die Würmer wanden sich noch immer.

»Bis später, Woof.«

Dann lief ich die Treppe zur Veranda hoch, klopfte an die Fliegentür und ging hinein.

Donny fläzte sich auf der Couch. Bis auf seine weißen, verknitterten Boxershorts, in denen er offensichtlich auch geschlafen hatte, war er nackt. Er war nur drei Monate älter als ich, aber viel breiter um Brust und Schultern, und zeigte genau wie sein Bruder Willie junior bereits einen ziemlichen Bauchansatz. Kein besonders schöner Anblick. Ich fragte mich, wo Meg steckte.

Er war in seinen *Plastic Man* vertieft und blickte zu mir auf. Ich selbst interessierte mich nicht mehr so für Comics, seit sie 1954 *Web of Mystery* verboten hatten.

»Wie geht's, Dave?«

Ruth hatte gebügelt. In einer Ecke lehnte das Brett, und der scharfe Geruch von stark erhitzter Wäsche hing in der Luft.

Ich schaute mich um.

»Ganz gut. Wo sind denn alle?«

Er zuckte die Achseln. »Einkaufen.«

»Willie beim Einkaufen? Dass ich nicht lache.«

Er klappte das Comic zu und stand auf. Lächelnd kratzte er sich unter der Achsel.

»Nö. Willie hat um neun einen Termin beim Zahnarzt. Er hat Löcher. Ist das nicht zum Brüllen?«

Willie junior und Donny waren eineinhalb Stunden nacheinander auf die Welt gekommen. Doch aus irgendeinem Grund hatte Willie im Gegensatz zu Donny schlechte Zähne. Er rannte ständig zum Zahnarzt.

Wir lachten.

»Hab gehört, du hast sie schon getroffen.«

»Wen?«

Donny schaute mich an. Anscheinend hatte ihn meine Komödie nicht überzeugt.

»Ach, deine Cousine. Ja. Gestern, unten am Felsen. Sie hat einen Flusskrebs gefangen, beim ersten Versuch.«

Donny nickte. »Ja, manche Sachen kann sie wirklich gut.«

Es war nicht gerade ein begeistertes Lob, doch für Donnys Verhältnisse – noch dazu, da er von einem Mädchen sprach – war die Bemerkung ziemlich respektvoll.

»Weißt du was?« Er grinste. »Ich zieh mich schnell an, und dann schauen wir mal, was Eddie so treibt.«

Ich stöhnte.

Von all den Kindern in der Laurel Avenue war Eddie das einzige, um das ich einen Bogen machte. Eddie war verrückt.

Ich weiß noch, wie Eddie einmal, als wir gerade auf der Straße spielten, mit nacktem Oberkörper und einer lebenden schwarzen Schlange zwischen den Zähnen daherkam. Ein echter Naturbursche. Er warf mit der Schlange nach Woofer, der schreiend davonrannte, und dann nach Billy Borkman. Eigentlich war es sogar so, dass er alle kleinen Kinder damit bewarf und verfolgte, bis der Schlange, nachdem sie einmal zu oft auf den Asphalt geknallt war, irgendwie die Puste ausging. Und dann war es natürlich auch nicht mehr so interessant.

Mit Eddie gab es immer Scherereien.

Eddie machten Abenteuer nur dann Spaß, wenn sie gefährlich oder verboten waren. Wenn möglich beides. Zum Beispiel im Dachstuhl eines Rohbaus herumklettern oder von der Canoe Brook Bridge Holzäpfel auf Autos werfen. Am besten war es natürlich, wenn man dabei nicht erwischt wurde. Und wenn man doch erwischt wurde oder sich wehtat, hatte man eben Pech gehabt. Das fand er lustig. Sogar wenn er selbst erwischt wurde oder sich wehtat.

Linda und Betty Martin schworen Stein und Bein, dass sie ihn einmal dabei beobachtet hatten, wie er einem Frosch den Kopf abbiss. Niemand zweifelte an ihrer Geschichte.

Sein Haus lag auf der anderen Seite, ganz am Ende der Straße. Tony und Lou Morino, die nebenan wohnten, erzählten, dass ihn sein Vater ständig verprügelte. Fast jeden Abend. Auch Eddies Mutter und Schwester mussten einiges einstecken. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie seine Mutter – eine große, sanfte Frau mit groben Bauernhänden – einmal mit einem dick geschwollenen rechten Auge bei meiner Mom in der Küche saß und in den Kaffee weinte.

In nüchternem Zustand war Mr. Crocker eigentlich ganz nett, meinte mein Vater, aber im Suff wurde er gemein. Das konnte ich nicht beurteilen, doch auf jeden Fall hatte Eddie seinen Jähzorn geerbt, und vor seinen Ausbrüchen war man nie sicher. Wenn er explodierte, griff er nach dem nächsten Stock oder Stein. Zur Not begnügte er sich auch mit seinen bloßen Händen. Wir alle hatten irgendwo Narben, die von Eddie stammten. Auch ich hatte schon öfter eine Abreibung bekommen und versuchte inzwischen, ihm möglichst aus dem Weg zu gehen.

Aber Donny und Willie mochten ihn. Das Leben mit Eddie war aufregend, das musste man ihm lassen. Natürlich wussten sie genau, dass Eddie total verrückt war.

Wenn Eddie dabei war, wurden auch sie unberechenbar.

»Na gut«, sagte ich. »Ich begleite dich hin, aber ich gehe nicht mit rein.«

»Ach, komm schon.«

»Ich hab noch was zu tun.«

»Was denn?«

»Was anderes eben.«

»Willst du vielleicht heimgehen und dir die Perry-Como-Platten von deiner Mutter anhören?«

Ich schaute ihn an. Er wusste, dass er Blech geredet hatte. Wir waren alle Elvis-Fans.

Er lachte. »Wie du meinst, Kumpel. Warte kurz, bin gleich wieder da.«

Er ging durch den Flur zu seinem Zimmer. Ich überlegte, wie sie das jetzt machten mit Meg und Susan und wo sie eigentlich alle schliefen. Ich ging zur Couch und nahm mir den *Plastic Man*. Ich blätterte ein bisschen darin und legte das Heft wieder weg. Dann ging ich durchs Esszimmer, wo Ruths saubere Wäsche zusammengelegt auf dem Tisch lag, in die Küche. Ich öffnete den Kühlschrank. Wie immer gab es Essen für mindestens sechzig Leute.

»Kann ich mir ein Cola nehmen?«, rief ich in Richtung von Donnys Zimmer.

»Klar. Mach mir auch eins auf, ja?«

Ich nahm zwei Flaschen heraus und holte den Öffner aus der rechten Schublade, in der fein säuberlich das Besteck aufgereiht war. Es war mir schon immer komisch vorgekommen, dass Ruth ständig so viel Essen, aber nur Besteck für fünf Leute im Haus hatte. Fünf Teelöffel, fünf Gabeln, fünf Messer, fünf Steakmesser. Suppenlöffel gab es überhaupt nicht. Natürlich hatte Ruth abgesehen von uns nie Besuch. Aber jetzt wohnten hier *sechs* Leute, und vielleicht musste sie jetzt doch klein begeben und noch Besteck nachkaufen.

Ich öffnete die Flaschen. Donny kam gerade herein, und ich drückte ihm eine in die Hand. Er trug Jeans, Turnschuhe und ein T-Shirt. Das T-Shirt lag eng an seinem Bauch, und ich tätschelte ihn leicht.

»Pass lieber auf, Donald«, sagte ich.

»Pass doch selbst auf, du Schwuchtel.«

»Ach, jetzt bin ich auf einmal eine Schwuchtel.«

»Ein Behinderter bist du.«

»Ich bin behindert? Dafür bist du eine Vogelscheuche.«

»Eine Vogelscheuche? *Mädchen* sind Vogelscheuchen. Mädchen und Schwule. Du bist die Vogelscheuche. Ich bin der Duke of Earl.« Er bekräftigte seine Bemerkung mit einem Schlag auf meinen Arm, den ich sofort erwiderte. Das Ganze führte zu einer kleinen Balgerei.

Donny und ich waren enge Freunde, soweit das für Jungs in dem Alter überhaupt möglich war.

Wir nahmen die Hintertür und machten uns vom Garten aus auf den Weg zu Eddies Haus. Es war Ehrensache, den Gehsteig links liegen zu lassen. Wir gingen mitten auf der Straße und schlürften unser Cola. Hier fuhren sowieso nie Autos.

»Dein Bruder foltert im Steingarten Würmer.«

Er warf einen Blick über die Schulter. »Ist er nicht ein lieber Kerl?«

»Also, wie kommst du jetzt so klar?«

»Mit was?«

»Dass Meg und ihre Schwester bei euch wohnen.«

Er zuckte die Achseln. »Weiß nicht. Sie sind ja erst angekommen.« Er nahm einen Schluck und rülpste voller Inbrunst. »Aber Meg ist wirklich Zucker, findest du nicht? Scheiße, und ausgerechnet die muss meine Cousine sein.«

Ich wollte nichts dazu sagen, obwohl ich seiner Meinung war.

»Aber eigentlich nur Cousine zweiten Grades, weißt du. Das ist ein großer Unterschied. Vom Blut her oder so. Keine Ahnung. Jedenfalls habe ich sie vorher noch nie gesehen.«

»Noch nie?«

»Einmal, sagt Mom. Aber da war ich noch so klein, dass ich mich nicht erinnern kann.«

»Und wie ist ihre Schwester?«

»Susan? Die ist nur ein kleiner Furz. Höchstens zehn oder so.«

»Woof er ist doch auch erst zehn.«

»Na und? Woof er ist doch auch ein kleiner Furz.«

Da konnte ich ihm nicht widersprechen.

»Aber bei dem Unfall hat es sie ganz schön erwischt.«

»Susan?«

Er nickte und deutete auf meine Taille. »Genau. Von da bis unten hat sie sich alles gebrochen, sagt Mom. Jeden einzelnen Knochen. Hüften, Beine, einfach alles.«

»O Mann.«

»Sie kann immer noch nicht richtig laufen. Und sie hat so Schienen dran. Diese Metalldinge, du weißt schon, diese Stöcke, die man sich an den Arm schnallt, zum Abstützen beim Gehen. Was die Kinder mit Polio immer haben. Hab vergessen, wie sie heißen. So ähnlich wie Krücken jedenfalls.«

»Und wird sie wieder gehen können?«

»Sie kann ja gehen.«

»Ich meine ganz normal.«

»Keine Ahnung.«

Wir tranken unsere Flaschen leer. Wir waren schon fast ganz oben am Hügel. Es war höchste Zeit für mich zu gehen. Wenn nicht, musste ich Eddie ertragen.

»Sie sind alle zwei gestorben, weißt du«, sagte er.

Ohne jede Vorwarnung.

Natürlich war mir klar, von wem er sprach, aber einen Augenblick lang wollte es mir nicht in den Kopf. Nicht sofort. Die Vorstellung war einfach zu unheimlich.

Eltern starben nicht einfach so. Jedenfalls nicht in meiner Nachbarschaft. Und bestimmt nicht bei einem Auto-unfall. Solche Sachen passierten woanders, wo es gefährli-

cher war als in der Laurel Avenue. So was passierte in Filmen und Büchern. Walter Cronkite berichtete darüber in den Nachrichten.

Laurel Avenue war eine abgelegene Sackgasse, auf der man einfach herumspazieren konnte.

Aber mir war klar, dass er nicht gelogen hatte. Das war der Grund, warum Meg nicht über den Unfall und die Narben hatte reden wollen.

Es war die Wahrheit, und sie war schwer zu ertragen.

Schweigend gingen wir weiter. Ich schaute ihn an, ohne ihn wirklich zu sehen.

Ich sah nur noch Meg vor mir.

Es war ein besonderer Augenblick.

Damals bekam Meg einen ganz eigenen Zauber für mich.

Es ging nicht mehr nur darum, dass sie hübsch war und klug und mühelos einen Bach überqueren konnte – sie kam mir auf einmal fast unwirklich vor. Nicht wie jemand, der außerhalb von Büchern oder Kinofilmen existierte. Sondern wie eine Erfindung, eine Heldin.

Ich dachte daran, wie sie neben mir auf dem Felsen gelegen hatte. Ich sah, was für ein tapferer Mensch sie war. Ich sah den Schrecken und das Leiden. Ich sah die Katastrophe, die sie überlebt hatte.

Die ganze Tragödie.

Alles in diesem einen Augenblick.

Ich stand mit offenem Mund da, und Donny meinte wohl, dass ich ihn nicht richtig verstanden hatte.

»Megs Eltern, du Hohlkopf. Alle zwei. Mom sagt, sie müssen auf der Stelle tot gewesen sein. Sie haben gar nicht mitbekommen, mit wem sie da zusammengekracht sind.« Er schnaubte. »Es war ein Chrysler.«

Vielleicht war es seine geschmacklose Bemerkung, die mich aus meiner Erstarrung riss.

»Ich habe die Narbe auf ihrem Arm gesehen«, sagte ich.

»Ja, ich auch. Nicht schlecht, was? Aber du solltest erst mal die von Susan sehen. Sie hat die Narben überall am Körper. Krass. Mom sagt, sie kann froh sein, dass sie überhaupt noch lebt.«

»Ja, wahrscheinlich.«

»Auf jeden Fall sind sie jetzt bei uns. Sie haben sonst niemanden. Entweder sie bleiben bei uns oder sie müssen ins Waisenhaus.« Er lächelte. »Da haben sie wirklich Glück gehabt, oder?«

Und dann sagte er etwas, was mir später wieder eingefallen ist. Damals dachte ich nicht weiter darüber nach, aber ich habe es mir gemerkt. Gut gemerkt.

Er sagte es genau in dem Augenblick, als wir vor Eddies Haus ankamen.

Ich weiß noch, dass ich mitten auf der Straße stand und gerade wieder umkehren wollte, um irgendwo für mich allein zu sein und Eddie aus dem Weg zu gehen – zumindest an diesem Tag.

Ich sehe Donny noch vor mir, wie er mir auf dem Weg zu Eddies Haustür über die Schulter hinweg seine Worte zuwirft. Beiläufig, aber mit einer merkwürdigen Aufrichtigkeit, als würde er eine tiefe Wahrheit verkünden.

»Mom sagt, Meg hat noch mal Glück gehabt. *Sie ist noch mal gut davongekommen.*«

Abgesehen von einem flüchtigen Blick hier und da – wenn sie Müll rausbrachte oder Unkraut jätete – bekam ich sie erst eineinhalb Wochen später wieder zu Gesicht. Jetzt, da ich die ganze Geschichte kannte, wusste ich gar nicht mehr, wie ich sie ansprechen sollte. Ich hatte noch nie Mitleid mit jemandem gehabt. Ich überlegte, was ich zu ihr sagen sollte, aber alles klang irgendwie falsch. Was sagte man zu jemandem, der gerade seine halbe Familie verloren hatte? Die Sache stand wie ein Berg vor mir, den ich nicht bezwingen konnte. Also ging ich ihr aus dem Weg.

Dann machten meine Eltern und ich unseren jährlichen Pflichtbesuch bei der Schwester meines Vaters in Sussex County, und ich musste vier ganze Tage nicht mehr über die Sache nachdenken. Es war fast eine Erleichterung. Ich sage fast, weil meine Eltern damals nur noch knapp zwei Jahre vor ihrer Scheidung standen. Die Reise war grauenhaft: drei Tage angespanntes Schweigen im Auto auf der Hin- und Rückfahrt und dazwischen reichlich verlogene Vergnügtheit aus Rücksicht auf meine Tante und meinen Onkel, die das Ganze überhaupt nicht komisch fanden. Immer wieder schauten sie sich an, als wollten sie sagen, mein Gott, wann verschwinden die endlich wieder.

Sie wussten es. Alle wussten es. Meine Eltern hätten damals nicht einmal mehr vor einem Blinden Pennys verstecken können.